

Kinder und Jugendliche im Spannungsfeld der Massenmedien

Hermann Bausinger

Das Wort *Spannungsfeld* wird oft nur als rhetorischer Trick verwendet, um müde Themen munter zu machen. Sollte angesichts des vorgegebenen Themas ein solcher Verdacht bestehen, so ist er leicht zu widerlegen durch die tatsächliche spannungsreiche Vielfalt der Themen, die in den folgenden Referaten und Diskussionskreisen behandelt werden: Der grüne Punkt - Rundfunkwerkstatt Erziehung - Fernseherschule - Fernsehen im Kindergarten - Comics - der Starkult - Schlager - Jugendpresse - Werbung - Familienserien - Gewalt in den Massenmedien - all das bedeutet nicht nur für mich eine Warntafel mit begrenztem Halteverbot, weil ich mich in diesem übergreifenden Beitrag in keinem dieser Gebiete zu lange aufhalten darf, und es demonstriert auch nicht nur die Buntheit des Angebots der Tagung; diese Stichwörter illustrieren vielmehr eindrucksvoll die Realistik des Themas: Kinder und Jugendliche im Spannungsfeld der Massenmedien. Was so aufgezählt wird, ist ja nicht etwa eine bemühte Anhäufung, sondern eher eine reduzierte Auswahl. Was 14- oder 10- oder auch 6jährigen Tag für Tag begegnet, geht weit über diese Aufzählung hinaus.

Das beginnt schon mit der Frühstückszeitung, aus der der Vater in patriarchalischer Verfügungsgewalt Informationen verteilt; seiner Frau teilt er einige Todesanzeigen und vielleicht noch Sonderangebote zu, während er die Kinder mit einigen Sportergebnissen versorgt. Gleichzeitig spielt das Radiogerät; solange der Vater spricht, handelt es sich um bloßen Hintergrund; wenn aber das Kind während der Zeitansage eine Frage stellt, dann muß es plötzlich bemerken, wie schnell die primäre Orientierung wechseln kann. Freilich: es *ist* auch Zeit, höchste Zeit. Es reicht gerade noch zum Zähneputzen. Seit einiger Zeit unterwirft sich das Kind dieser Prozedur verhältnismäßig gerne, weil auf der Zahnpastatube Donald-Duck-Geschichten abgebildet sind; der große Bruder hält das für eine üble Manipulation; die Mutter ist froh, daß das Kind die Zähne überhaupt putzt; der Vater hilflos, weil das Kind von ihm verlangt, daß er die Geschichte vorlesen solle, was ihm schwerfällt, weil er die Fremdsprache der Comics nicht beherrscht. Auf dem Schulweg sieht das Kind Tag für Tag den

BILD-Verkäufer, bei dem die Männer mit der gleichen lässigen Süchtigkeit aufkreuzen, mit der die Kinder in der Schulpause Brezeln oder Brausepulver verlangen. In der Schule registriert die Lehrerin, die eigentlich ein Diktat schreiben lassen wollte, große Müdigkeit. Nach einigen Rückfragen bringt sie das in Zusammenhang mit dem »großen Preis« - da es aber nicht der von Hockenheim ist, sondern der von Wim Toelke, wird sie selber unsicher, ob sie etwas dagegen sagen soll - außerdem hat es keinen Wert. Statt dessen ergreift sie die massenmediale Offensive und bietet den Kindern Tierschutzkalender an - Schulkinder pflegen in solchen Fällen zu behaupten, sie *müßten* die Hefte kaufen, was oft zu erstaunlich hohen Auflagen führt. Auf dem Heimweg kauft einer von den älteren Schülern die neue BRAVO; gleichzeitig fällt der neugierige Blick des Jüngeren auf die Comics und Illustrierten. Zuhause werden die Schulaufgaben gemacht, und selbst die stehen im Bannkreis der Massenmedien: die Lehrerin hat gesagt, man solle große D ausschneiden, und das Kind hat schnell entdeckt, daß die Programmzeitschrift dazu ein besonders geeignetes Mittel ist, weil zu den wenigen Gemeinsamkeiten zwischen ARD und ZDF eben daß große D gehört. Das Kind macht die Schulaufgaben schnell, denn um 15 Uhr wird »Flipper« übertragen; der große Bruder hält das zwar für »bäbisch«, zumal es schon vor Jahren gelaufen ist, aber jüngere Kinder wachsen immer wieder nach; und da die Lehrerin einmal gesagt hat, Tierfilme seien lehrreich, ist auch die Mutter einigermaßen unsicher geworden. Inzwischen kommt eine Freundin. Sie hat Platten mitgebracht, eine neue Märchenplatte vor allem. Vorher aber spielt das Kind noch das Lied ab, über das die Eltern am Tag vorher so gelacht haben. Die Kinder hören: »Laß die Morgensonne endlich untergehen ...« - das ist zwar unverständlich, aber das Unverständliche ist ein Signum der bewunderten Erwachsenenwelt. Erst danach wird »Frieder und Katherlieschen« aufgelegt. Einmal stellt die Mutter das Grammophon kurz leiser; sie hört im Radio den Stand des jüngsten Entführungsfalls. Andererseits ist sie ganz froh, daß die Kinder versorgt sind; sie muß nämlich noch rasch in die Stadt, um etwas für den Geburtstag eines Nachbarkindes einzukaufen - wobei sie schwankt, ob sie das wahrscheinlich ungefähr 1 200 000. Exemplar »Hotzenplotz« oder das »Nein-Buch für Kinder« kaufen soll, das auch ganz gut sein soll. Sie beeilt sich, denn gegen sechs Uhr pflegen Streitigkeiten um das Fernsehprogramm zwischen den Geschwistern zu entstehen; sie will vor allem nicht, daß die Kinder die neue Serie

des Werbeprogramms ansehen. Aber sie kommt zehn Minuten zu spät, und da sie kein Unmensch ist, erlaubt sie den Kindern, den Film zu Ende zu sehen - ohne sich darüber im klaren zu sein, daß sie damit auch die nächsten zwölf Folgen eingekauft hat. Ärgerlich ist sie vor allem deshalb, weil sie den Kindern schon versprochen hatte, sie dürften am Abend »Dalli-Dalli« sehen - Erziehung - Orientierung - Bildung ...

Eine solche Häufung wirkt grotesk. Sie macht aber nur verfremdend bewußt, was tatsächlich abläuft. Dabei werden über die Aufzählung isolierter Einzelfälle hinaus auch schon allgemeinere Sachverhalte angesprochen, die für unser Thema wichtig sind:

1. Im allgemeinen kommt ein Eindruck vom Medienkonsum der Kinder durch Addition zustande. Ebenso wichtig wie die Vielfalt divergierender Angebote ist aber die Zufälligkeit der Auswahl; jedes Kind kombiniert wieder andere Elemente. Während vielleicht die Gesamtheit eines Medienprogramms (oder des Programms *eines* Mediums) einen gewissen Ausgleich und - um diesen strittigen Begriff zu verwenden - Ausgewogenheit zeigt, dürfte die Integration der zufällig herausgegriffenen Teile außerordentlich schwierig sein.
2. Dies gilt umso mehr, als das an sich schon reiche Medienangebot für Kinder nur einen kleinen Teil der *tatsächlichen Mediennutzung* durch Kinder ausmacht. Zur Problematik unseres Themas gehört vor allem auch die Konfrontation mit Artikeln, Bildern, Sendungen, die nicht für Kinder und Jugendliche gedacht sind, die aber eben deshalb ein höheres Prestige für sie haben. Das läßt sich belegen aus der tatsächlichen Erfahrung: Jungen und Mädchen lesen nicht nur BRAVO; sie lesen auch nicht nur die als Familienzeitschrift deklarierte HÖR ZU; sie lesen vielmehr daneben auch QUICK und STERN, und wenn sie beim Friseur mutig genug sind, greifen sie nach PRALINE und WOCHENEND. Zu solchen Beobachtungen gibt es empirisch abgesicherte Daten. Die letzten Zahlen der Teleskopie-Zuschauerforschung machen nicht nur deutlich, daß die Hauptfernsehzeit für Kinder zwischen 18 und 20 Uhr liegt, also in der Zeit des vom Werbefunk geprägten Vorabendprogramms, sie weisen auch erstaunliche Beteiligungsquoten nach 20 Uhr und bis zum Programmende aus.¹ Besonders stark ist dies an Wochenenden, und zwar relativ unabhängig vom Inhalt der Programme. Am ersten Mai-Sonntag des Jahres 1976 sahen 1,6 Millionen Kinder den Thriller »Der Schock«, an einem Freitag im Juni verfolgten 1,4 Millionen Kinder die Verbrecherjagd

von »XY ungelöst«; am Samstag, dem 3. Juli, sahen nicht nur über 2 Millionen Kinder die Vorstellung »Cirkus Krone«, die bis 22 Uhr dauerte, sondern zu einem beachtlichen Teil auch noch den Spielfilm danach mit dem Titel »Die Nacht vor dem Galgen« - fast 400 000 Kinder zwischen 8 und 13 Jahren und immerhin 100 000 zwischen 3 und 7 Jahren. Gewiß ist die Methodik solcher Erhebungen immer noch problematisch; aber auf ein paar Tausend hin oder her kommt es bei solchen Zahlen im Grunde nicht mehr an.

3. Das Spannungsfeld kommt nicht nur dadurch zustande, daß eine Vielzahl uneinheitlicher medialer Impulse auf die Kinder einwirkt, sondern auch dadurch, daß diese massenmedialen Ausstrahlungen jeweils in wieder anderen *Konstellationen* und *Situationen* empfangen werden. Die Erwachsenen mischen dabei mehr mit, als sie denken: nicht nur durch Verbote und Steuerungen, sondern auch durch ihr Vorbild, durch ihren eigenen Umgang mit den Massenmedien. In zahlreichen empirischen Untersuchungen wurde als entscheidend wichtige Variable festgestellt, daß sich das Fernsehverhalten der Kinder zumindest in der Quantität am Fernsehverhalten der Erwachsenen orientiert.² Dazu kommen ausdrückliche Bewertungen, die freilich keineswegs immer von den Eltern stammen, sondern die oft sehr viel wirksamer sind, wenn sie von gleichaltrigen oder etwas älteren Meinungsführern ausgehen - sie bestimmen, welche Sendungen, Bücher oder Comics gut und spannend, welche kindisch und langweilig sind.³

In der massenmedialen Wirkungsforschung hat man lange darüber geklagt, daß keine Tierversuche möglich seien, und man hat immer wieder Anstrengungen gemacht, kontrollierbare Laborsituationen herzustellen, in denen Ursachen und Wirkungen gemessen werden können.⁴ Das hat sich inzwischen geändert. Zwar laufen eineiige Zwillinge immer noch Gefahr, daß sich die Psychologen ihrer erinnern und einem von ihnen den Fernseher wegnehmen; aber im ganzen haben sich eher »weichere« Methoden der Beobachtung und Erhebung durchgesetzt, bei denen massenmediale Orientierungen in der tatsächlichen Umwelt getestet werden, und bei denen personelle Einflüsse nicht wegeskamotiert, sondern mitbeachtet und bewertet werden.⁵

4. Die Aufzählung hat vielleicht auch deutlich gemacht, daß es kaum möglich ist, das Gesamtthema an exemplarischen Fällen zu konkretisieren; dazu sind die Impulse der Massenme-

dien zu uneinheitlich, und auch die situativen Einflüsse sind nur schwer auf einfache Nenner zu bringen. Ein amerikanischer Pädagoge hat einmal festgestellt, die traditionelle Erziehung, auf die Übernahme eindeutiger Rollen gerichtet, sei wie ein feststehendes Drama, dagegen gleiche die moderne Sozialisation - schon dieser Begriff ist unbestimmter, unkontrollierter, offener als Erziehung! - eher einem Happening.⁶ Das Spannungsfeld, um noch einmal mit diesem Begriff zu spielen, ist streng genommen keines; seine Pole sind nicht eindeutig festzulegen. »In schnell veränderlichen Feldern«, so steht es im Brockhaus, »verliert der Spannungsbegriff seinen Sinn«. Das ist keine Themenschelte, sondern der Hinweis auf eine *Komplexität*, die nur schwer reduzierbar ist.

Die Massenkommunikationsforschung hat angesichts dieses Sachverhalts ihr Heil lange Zeit in der Höhenluft der Abstraktion gesucht, in vereinheitlichenden, mehr oder weniger globalen Theorien. Schon als vor 15 Jahren, spät genug, diese Forschung in Deutschland eingeführt wurde, stellte Gerhard Maltzke »Kontrollhypothese« und »Reflexionshypothese« einander gegenüber.⁷

Kontrollhypothese: Massenkommunikation wird von mächtigen Institutionen getragen,- ihre Aussagen bestimmen und prägen das Publikum, verfügen über es, lenken es in beabsichtigte Richtungen. In den Anfängen dieser Forschung war das teilweise affirmativ, ja optimistisch gemeint, zielte auf die - wie man meinte - ungeahnten Möglichkeiten von Werbung und Propaganda. Später wurde die gleiche Annahme mit einem kultur- und gesellschaftskritischen Akzent versehen; es kam zum Vorwurf unablässiger und effektiver Manipulation durch die Massenmedien.

Reflexionshypothese: Von dem durch die Medien Ausgestrahlten kommt nur das an und wirkt, das schon vorhandene Einstellungen spiegelt, das also die Wünsche des Publikums reflektiert. Es handelt sich um eine Wirkungstheorie, die weithin »Nichtwirkungstheorie« ist - nur was ohnehin vorhanden und angelegt ist, wird bestätigt, stabilisiert, allenfalls verstärkt.⁸ - Es ist interessant, daß vor allem Produzenten diese Annahme zum Teil noch vertreten; sie fühlen sich offensichtlich nicht wohl bei der Unterstellung großer Macht und Einflußmöglichkeit. Mit Hilfe von Reflexionshypthesen suchen sie diese zur bloßen Beiläufigkeit herunterzustilisieren. Ein Beispiel dafür: Die lange tägliche Fernsehbeteiligung von Erwachsenen so gut wie von Kindern

wurde kürzlich von einem leitenden Rcjsakteur durch den Hinweis relativiert, daß diese Beteiligung ja nur »nebenbei«, also neben anderen Haupttätigkeiten erfolge.⁹ Ganz sicher ist dies ein richtiger Ansatz; es ist ganz erstaunlich, was Leute alles neben dem Fernsehen her machen. Wenn aber dann an erster Stelle der primären Tätigkeiten Essen und Handarbeit genannt werden, zeigt sich die Problematik der Unterscheidung von Haupt- und Nebentätigkeiten und damit die Fragwürdigkeit der Argumentation.

Die Reflexionshypothese setzt konsistente, einheitliche Persönlichkeiten voraus, von denen nicht nur bei Kindern keine Rede sein kann, sondern von denen die Psychologie ganz allgemein Abschied zu nehmen begonnen hat.¹⁰ Sie setzt auch meinungshomogene Bezugsgruppen und harmonisierende Bezugspersonen voraus, während doch in Wirklichkeit das Individuum oft der Schnittpunkt divergierender Meinungen und Konflikte ist, damit aber auch offen für Informationen von außen, für Einflüsse der Massenmedien. Zudem lassen sich die Bedürfnisse des Publikums und das von den Produzenten Verordnete nicht auseinanderdividieren; Produktion und Bedürfnis stehen in einem wechselseitigen Zusammenhang, und zwar nicht nur derart, daß Bedürfnisse die Produktion beeinflussen, sondern auch in der Weise, daß die Produktion sich ihr Bedürfnis schafft.

Neuere generalisierende Theorien lassen sich spielerisch subsumieren unter den Begriff der *>Konflexhypothese<*; Kontrolle und Reflexion werden nicht a priori weggewischt, sondern zusammengebogen und zusammengesehen, weil sie strukturell zusammenhören. Ein Ausdruck dieser Konflexauffassung ist eben jene erweiterte Wirkungsforschung, welche die Individuen nicht mehr isoliert, sondern in ihrem tatsächlichen Lebenszusammenhang zu begreifen sucht, eingebunden in Gruppen verschiedener Art, was auf Kinder bezogen vor allem heißt: eingebunden in die Familie.

Freilich ist diese Feststellung gleich mit einem Akzent zu verstehen. *Einbindung in die Familie* - das klingt beruhigend. Und doch handelte es sich um kein Faktum, sondern um ein Problem - unter mehreren Aspekten.

Zunächst einmal: Bestimmte Medien sind ihrem Wesen nach auf private, nach außen weitgehend isolierte Rezeption angelegt. Das gilt vom Bücherlesen, überhaupt von der Lektüre; es gilt zum Teil auch vom Musikhören, das ja keineswegs immer Lärmterror nach außen ist, sondern oft auch (nicht selten gleichzeitig) Gefühlstrip nach innen.

Das zweite: Erwachsene sind nicht immer dabei, wenn Kinder Medieninhalte konsumieren; sie haben nicht immer Zeit und auch nicht immer Lust dazu.

Das dritte: Auch dort, wo miteinander konsumiert wird, führt das keineswegs immer zu einem lebhaften Diskurs. Hella Kellner hat in einer Untersuchung zum Verhalten von Fernsehzuschauern¹¹ festgestellt, deren oft beschworene Gemeinsamkeit sei eine »Gemeinsamkeit, die zu einem erheblichen Teil aus Schweigen besteht«, und sie hat ausdrücklich darauf hingewiesen, daß der Fernsehkonsum den »ohnehin erheblichen Schweigeanteil in den Familien beträchtlich erhöht.« Solche Stummheit sollte nicht vorschnell denunziert werden; hohe Schweigeanteile bedeuten ein Stück notwendiger Routine, und die Fanatiker des Aufarbeitens« und der dauernden Gespräche haben im allgemeinen nicht nur sehr viel Zeit, sie halten oft auch nur ihre Neurosen am Kochen. Andererseits zeigt sich aber eben doch das Bedenkliche und die Stumpfheit jenes Schweigens, wenn ein weiterer Befund einbezogen wird,

ein vierter Aspekt: Medienkonsum ist keineswegs immer konfliktfrei, und es gibt wenig verlässliche und akzeptable Formen der Konfliktregelung. »Der Einfluß der Medien auf unser Leben« war das Motto des Preisausschreibens,¹² zu dem zahlreiche, von Schulklassen und Jugendgruppen gebastelte dramatische Szenen eingereicht wurden. Diese Szenen sind sicherlich nicht alle realistisch oder gar repräsentativ;¹³ aber es ist aufschlußreich, wie oft in diesen Stücken Konflikte um die Nutzung von Medien, vor allem um die Nutzung des Fernsehens, dargestellt werden. Eine Situation tauchte in mehreren Stücken fast deckungsgleich auf; offenbar handelt es sich hier um ein Schlüsselereignis, um einen vorprogrammierten Konflikt. Gemeint ist jene Samstagabend-Konstellation, in der sich der Vater um 17.45 Uhr mit den Nachrichten eine günstige Ausgangsposition schafft, aus der er nach 17.48 Uhr, wenn die Sportschau begonnen hat, kaum mehr zu verdrängen ist; um 18.00 Uhr aber beginnt im andern Programm »Kung Fu« oder die Geschichte eines anderen Abenteurers; und zur gleichen Zeit wird im Dritten Programm die oft einzige Kindersendung des Samstags angeboten.

Angesichts solch auswegloser Zuspitzungen ist man bereit, auch die gequälte Kunstspontanität Rudi Carrel's und vielleicht fast schon die gewaltsame Lustigkeit des »Spiels ohne Grenzen« zu akzeptieren, da das immerhin für alle gedacht ist. Man fragt sich freilich auch, ob jene Mentalität, mit der sich der bundes-

ligageile Vater im allgemeinen durchsetzt, auch in den Anstalten herrschen muß: Bis jetzt gab es nur ganz wenige, halbherzige Versuche, wenn schon nicht Kindersendungen, so doch wenigstens Jugendsendungen in die besten Sendezeiten des Programms zu plazieren - niemand wird behaupten wollen, man habe darauf verzichtet, um familiäre Konflikte vermeiden zu helfen.

Solche Konflikte hängen eng zusammen mit *alteisspezifischen* Gewohnheiten. Eine Erläuterung und Entfaltung dieses Stichworts ist hier nicht möglich, zumal die entwicklungspsychologischen Reihen, mit denen man das Auseinanderstrebende in den Griff zubekommen versuchte, immer fragwürdiger geworden sind. Gewiß könnte man den berühmten Lesealtern Charlotte Bühlers¹⁴ eine neue Reihe anfügen - vom Ernie-Alter über das Lassie-Alter, das Kojak-Alter und das Klimbim-Alter bis zum Direkt-Alter; aber solche Einteilungen hören sich nur konkret an und sind wenig praktikabel. Ich möchte nur ganz kurz auf die beiden Ränder einer solchen entwicklungspsychologischen Skala eingehen: auf die Anfänge also, die Vorschulziehung (bei der man sehr schnell an das Vorschulfernsehen denkt), und auf das Ende, an dem sich die Jugendlichen von den Jüngeren betont absetzen.

Über Vorsdmisendungen ist vielleicht von allen massenmedialen Darbietungen in den letzten Jahren am meisten geschrieben worden. Das hängt sicher zusammen mit der schnellen und auch modischen Ausbreitung dieser Sendungen. Man kann sich heute schon nicht mehr vorstellen, daß es vor 10 Jahren Kindersendungen für diese Altersstufe praktisch fast nicht gegeben hat, daß man vielmehr in den Rundfunkanstalten der Meinung war, man könne die Kinder - ähnlich wie beim Kino - bis zu einer gewissen Altersstufe völlig ausschließen. Erst vor fünf Jahren, im September 1971, registrierte der Fernsehbeirat der ARD: »Empfehlungen, das Fernsehen für bestimmte Altersstufen zu sperren, sind durch die Realität überholt.«¹⁵

Inzwischen hat es verschiedene Schübe in der Produktion von Sendungen für diesen Altersbereich gegeben; das stramme und manchmal hektische »Trimm-Dich« für Kinder¹⁶ mit dem einhämmernden Alphabetisieren ist zurückgegangen,- soziales Lernen wird in den Vordergrund geschoben. Die Form, die Gesamtstruktur ist trotzdem weithin beibehalten worden. Der Punktualität des Erlebens, die bei kleinen Kindern eine gesicherte Tatsache ist, sucht man im allgemeinen zu genügen durch kurze, rasch wechselnde Spots,¹⁷ obwohl doch auch vorstellbar wäre, daß solche Punktualität als ausgleichende Hilfe der ruhigen Entwick-

lung bedarf, der Geduld, die in Kindersendungen außerordentlich selten ist. Es gibt Ausnahmen,- aber sie bestätigen noch immer die Regel. Die Diskussion um »sensory overload«,¹⁸ um Sinnesüberfütterung und Reizüberflutung, die früher schnell in pauschale und ungerechtfertigte Vorwürfe mündete, muß hier in sehr viel konkreterer Form wieder aufgenommen und fortgeführt werden.

Die großen Anstrengungen, welche die Anstalten im Vorschulbereich in den letzten Jahren auf sich genommen haben, dürften mit dazu beigetragen haben, daß für die 7- bis 14jährigen auch heute noch so gut wie gar kein eigenes Programm bereitgestellt wird. Hier üben die amerikanischen Serien nach wie vor ihr Diktat aus, das ein Insider einmal mit der Herrschaft von United Fruit über den Bananenmarkt der Entwicklungsländer verglichen hat.¹⁹ Aber auch für ältere Jugendliche wird im Fernsehen wenig geboten. Es ist freilich auch auffallend, daß dieses wenige lange nicht in dem Maß genutzt wird, wie man das angenommen hatte; sowohl in der Nutzung wie in der Einschätzung dominiert der *Rundfunk* über das Fernsehen.²⁰ Das liegt nicht nur daran, daß Musik- und teilweise auch andere Sendungen des Rundfunks als Hintergrund bei der Arbeit (von den Schulaufgaben bis zur Fabrikarbeit) fungieren können, darin steckt auch eine spezifischere Wendung, für die drei Gründe angeführt werden können:

1. Man hat mit Recht darauf hingewiesen, daß ältere Jugendliche demonstrativ viele Eigenheiten der Erwachsenen (z. B. den Alkohol- und Zigarettenverbrauch) übernehmen, so daß »Jugendkultur« paradoxerweise zu einem großen Teil aus Elementen der Erwachsenenwelt zusammengesetzt ist. Aber diese überzogene Anpassung ist keine durchgängige Attitüde. Jugendliche wenden sich auch gegen die Erwachsenen,- und der Rückgang des Fernsehkonsums ist zunächst einmal Abkehr von der Familie und vom säkularisierten Hausaltar vieler Familien, dem Fernsehgerät.
2. Jugendliche befinden sich im Zustand der Rollenkonfusion. Rationale Leitbilder drohen hier Spannung und Verunsicherung mitunter noch zu erhöhen,- spannungsvermindernd wirkt gefühlsmäßige Ubereinstimmung. In einer älteren psychoanalytischen Untersuchung wurde die Vorliebe fürs Fernsehen mit interaktionistischer Integration in der frühen Kindheit in Zusammenhang gebracht; Vorliebe für den Hörfunk wurde auf monistische Integration, auf ein geringeres Echo von Seiten

der Mutter, zurückgeführt.²¹ Aber es handelt sich sicher nicht nur um eine Determination aus der frühen Kindheit, sondern um ein entwicklungsbedingtes Verhalten - und die Pubertät ist eine Phase, in welcher der Rückzug auf das Selbst gerade nicht ein konturierendes, sondern ein vages, ein verschwimmendes Echo fordert, das durch Rundfunkhören eher erreichbar ist als beim Fernsehen. Daß dieses Phänomen nicht einfach systembedingt ist, hat vor kurzem der DDR-Schriftsteller Reiner Kunze mit seinem Porträt einer 15jährigen demonstriert: »Wenn sie Musik hört, vibrieren noch im übernächsten Zimmer die Türfüllungen. Ich weiß, diese Lautstärke bedeutet für sie Lustgewinn. Teilbefriedigung ihres Bedürfnisses nach Protest. Überschallverdrängung unangenehmer logischer Schlüsse. Trance.«²³

3. Wie isoliert und weitabgewandt der Medienkonsum in dieser Entwicklungsphase auch vor sich geht, er *scheint* nur privatistisch. Vor allem bestimmte Musikkdarbietungen, in vergleichbarer Weise aber auch bildliche Darstellungen auf Posters und ähnlichem, stellen Identitätsmuster für viele bereit, Signale der Ubereinstimmung des einzelnen mit Freundeskreisen und Jugendgruppen, ja mit einer ganzen Generation.

In diesen knappen Anmerkungen ist schon ein weiteres Stichwort impliziert: *Medienspezifik* - hier gilt vollends, daß das Stichwort fast nur genannt, daß es jedenfalls *nicht* erschöpfend behandelt werden kann. Abkürzende Verallgemeinerungen wie McLuhans Unterscheidung zwischen heißen und kalten Medien²⁴ haben sich als unbrauchbar erwiesen; an sich müßten die Medien je einzeln durchgemustert werden. Es müßte gesprochen werden von der traditionellen Überschätzung des Buchs, die übrigens interessanterweise zur Unterschätzung des Buchs als Massenmedium geführt hat;²⁵ es müßte aber auch gesprochen werden von dem jeweiligen Gewicht und Gesicht von Fernsehen, Funk, Schallplatte, Zeitschriften, Heftchen, Plakaten und vielem anderen mehr. Und es müßte hingewiesen werden auf das Medienverbundsystem, das ja nicht etwa nur die großen Konzerne betrifft, das nicht nur eine Hintergrunderscheinung darstellt, die sich in Bilanzen ausdrückt, sondern das auch auf der Rezeptionsseite, beim jugendlichen Konsumenten etwa, registriert werden kann - sei es, daß für ihn eine Kinder-Illustrierte und Fruchtgummis auf der gleichen Ebene liegen, weil es für beides die gleichen >Sammelpennys< gibt; sei es, daß das gleiche Thema durch verschiedene mediale Realisationen hochgeschaukelt wird,

wie es etwa bei dem schon zitierten, vielbegehrten Hotzenplotz der Fall war und ist.

Wichtiger noch ist in unserem Zusammenhang das vieldiskutierte Thema der *Schichtspezifik*. Der ärgerliche Schlagwortcharakter der Diskussion - »Massenmedien sind Klassenmedien« - sollte nicht dazu führen, das Problem vom Tisch zu fegen. Viele Medienprodukte zielen von vornherein nur auf ein kleines, 'gehobenes« Publikum, in dem in manchen Fällen sogar die Erwachsenen eindeutig überwiegen. Bei Bilderbüchern etwa, deren ästhetische Qualität in den letzten Jahren zugenommen hat, geht oft ein Teil der kleinen Auflagen unmittelbar in Sammlerhände über.²⁶ Wesentlicher und deprimierender aber ist der Sachverhalt, daß auch dort, wo Hilfen angeboten werden, wo also Massenmedien ein Stück ausgleichender Erziehung für benachteiligte Schichten übernehmen, fast immer zu beobachten ist, daß sich die Schere zwischen den ohnehin Bevorzugten und den Unterprivilegierten nur noch weiter öffnet.²⁷ Zumindest ist dies eine aktuelle Gefahr. Das läßt sich leicht konkretisieren am Medienangebot für Vorschulkinder, gegenüber dem in der Unterschicht mindestens drei *Barrieren* vorhanden sind:

1. eine ökonomische Barriere: daß nämlich die oft sehr notwendigen, ergänzenden Lern- und Verarbeitungshilfen aus finanziellen Gründen nicht erworben werden können. Man hat festgestellt, daß für eine einzige Sesamstraßen-Sendung Begleitmaterial zum Kaufpreis von insgesamt 192,- DM angeboten wurde - derartiges Begleitmaterial bleibt für Unterschichtkinder im allgemeinen unzugänglich.²⁸
2. Die Erwachsenen haben in dieser Schicht weniger Zeit und nehmen sich weniger Zeit, um etwas gemeinsam mit den Kindern zu lesen, zu hören, anzusehen. Es fehlt ein responsives Klima.
3. Es gibt in dieser Schicht sehr viel mehr Verständnisbarrieren, und zwar nicht nur bei den Kindern, sondern manchmal auch, ja sogar gerade bei den Erwachsenen.

Ein Beispiel mag dies verdeutlichen: Seit einiger Zeit sind Verwandlungsbücher recht beliebt, bei denen Bildteile in verschiedener Weise kombiniert werden können, und bei denen auch die zugehörigen Verse dann lustige Nonsense-Kombinationen ergeben. Ein kleiner Junge in meiner Nachbarschaft beschäftigte sich vergnügt und eifrig mit einem solchen Buch, indem er beispielsweise Löwenkopf, Elefantenbauch und Storchenbeine zusammensetzte. Da kam sein Vater dazu und rügte ihn

- »Dei Sach' isch nix!« -, nahm ihm das Buch aus der Hand und setzte ein 'richtiges« Bild mit dem »richtigen« Kommentar zusammen.

Dieses Beispiel verwende ich gezielt, denn jener Vater versagte ja nicht an einem bestimmten inhaltlichen Problem, sondern am durchgängigen Stil der Verwandlungsbücher, der zugleich eine der wichtigsten Wendungen innerhalb der Entwicklung der Massenmedien für Kinder und Jugendliche repräsentiert: das Prinzip des Selbermachens und Weiterführens, der Aktivierung. Was man bei Büchern nach einem der wichtigsten Autoren und Verleger den »Gelberg-Effekt« genannt hat,²⁹ die Auslieferung der Wirklichkeit an den spielerischen Zugriff der Sprache, eine dem Leser vermittelte *Narrenfreiheit*, mit der Wirklichkeit, umzugehen³⁰ - das hat sich teilweise auch in unseren Medien durchgesetzt. Auch hier gibt es Verfremdungseffekte; auch hier gilt das Prinzip, lernen zu lernen in immer neue Konstellationen; auch hier wird der Versuch gemacht, dem Begriff Unterhaltung, der einmal eine umweltstrukturierende Gesprächsaktivität bedeutete, dann aber zur Bezeichnung passiver Zerstreuung heruntergekommen ist, wieder eine aktivere Wendung zu geben.

Es gibt Glücksfälle, in denen V-Effekte so unproblematisch sind, daß sie von allen verstanden werden. Ein Beispiel dafür bieten die Spots zur Verkehrserziehung in der Kinderfernsehsendung »Die Maus«: ein Klingelzeichen läßt die Szene erstarren, bringt den Gang der Handlung zum Stillstand, gibt den Kindern die Möglichkeit, selber die Lösung, das richtige Verhalten, zu finden. Aber wo die Brechungen stärker, die ironischen Verkehren differenzierter sind - etwa in den vielen Märchenparodien, deren Markt vielleicht auch stärker von erwachsenen Sammlern als von Kindern bestimmt wird, oder in den wuchernenden Fantasiereimen vieler heiterer Sammelbände - da wird diese neue Lustigkeit nicht von allen akzeptiert und kann nicht von allen akzeptiert werden. Gerade dort, wo der Medienkonsum auf besondere existentielle Bedürfnisse zurückgeht, ist eher die entgegengesetzte Art der Rezeption zu registrieren: die Hinnahme des Ausgesendeten im »Zustand teilnahmsloser Schläfrigkeit«, wie Horst Holzer einmal festgestellt hat,³¹ eine Identifikationsucht, die Helden braucht, welche mehr Kraft, mehr Durchsetzungsvermögen und mehr Glück haben als man selber. Gesucht wird hier nicht die spielerische Verunsicherung, die die Grenzen der eigenen Möglichkeiten hinausschiebt; gesucht wird vielmehr

Sicherheit - als Gegensatz zur tatsächlichen Verunsicherung in der alltäglichen Existenz.

Im neuen Ansatz der Medienforschung, der die Frage stellt, wie Medien konkret genutzt werden und der dementsprechend oft abgekürzt als »*Nutzenansatz*« bezeichnet wird,³² wird der Mediengebrauch im allgemeinen als »funktionale Alternative« behandelt³³ - alternativ zu anderer, auch möglicher, eigentlicher Tätigkeit. Praktisch impliziert das, daß direkte Kommunikation³⁴ als das Normale angesehen wird, die Formen der Massenkommunikation dagegen immer als Ersatz. Diese Annahme bringt die Gefahr der Einseitigkeit mit sich; ich meine, daß wir das Wort *Kompensation* zu oft und schnell als Negativbezeichnung verwenden, als ob die komplizierte Apparatur des menschlichen Ichs existieren könnte, ohne daß Kompensationen zu ihrer Balance beitragen. Seit je hat es neben der Kommunikation mit anderen Menschen auch eine Auseinandersetzung mit »Sachen«, mit kulturellen Objektivationen im weitesten Sinne gegeben: schon der Hirtenjunge, der eine Pfeife schnitzt, folgt damit nicht nur einer »funktionalen Alternative«, sondern einer Tätigkeit, die ihren Wert in sich trägt.

Anders gesagt und auf die Massenmedien bezogen: Wenn diese unter anderem die Funktion des Trostes, der Vermittlung von Sicherheit, der Befriedigung haben, dann sollte dies nicht allzu forsch ironisch beiseite geschoben werden. Wer um der größeren Ehrlichkeit willen gegen die vielen happy ends ist, der kann im Recht sein; aber er sollte bedenken, daß er den Schritt zu einer aufrichtigeren Gesellschaft mit begrenztem Glück bezahlt, das ich nicht mit der vielgebrauchten Vokabel »Pseudoglück« belegen möchte.

Das ändert freilich nichts daran, daß *übeimäßige Medienkonsum*, und zumal ein rückhaltloser, die eigene Persönlichkeit weggebender Konsum ein Alarmsignal ist.³⁵ Kinder und Jugendliche, die sich im Übermaß Massenmedien zuwenden, zeigen damit, daß sie leiden unter Enttäuschungen, Vergeblichkeiten, sozialer Isolierung.³⁶ Hier wird der unlösliche Zusammenhang mit der gesamten Sozialisation nochmals offenkundig. Soweit das Thema Massenmedien in den letzten Jahren und Jahrzehnten unter dem Aspekt des *Schutzes* diskutiert wurde, läßt sich eine gewisse Abfolge feststellen: zunächst ging es um den Schutz vor bestimmten Medien überhaupt - in der Illusion, es sei etwas getan mit Heftchen-Verbot, totaler Comics-Zensur, Fernseh- und Filmverbot; dann ging es um den Schutz vor Medieninhalten,

wobei sexuelle Darstellungen auffallend im Vordergrund standen und zum Teil noch stehen.³⁷ Heute dürfte es eher um den Schutz vor »Situationen' gehen, oder ins Positive gewendet: um die Ermöglichung, Schaffung und Strukturierung von Situationen, in denen massenmedialer Konsum nützlich sein kann.³⁸ »Falscher' Konsum braucht nicht unmittelbar mit den Inhalten der Massenmedien zu tun zu haben; er kann auch zurückzuführen sein auf den Streß der Überforderung durch unverständene Hausaufgaben, auf überfüllte Schulklassen, auf die Berufstätigkeit der Mütter, auf mangelnde anderweitige Freizeitmöglichkeiten, auf fehlende Jugendhäuser und fehlende Spielflächen für die Kinder - die Perspektive weitet sich notwendigerweise ins allgemein Gesellschaftliche.

Eine solche Feststellung soll aber diesen Beitrag, der ohnehin mehr antippt als strukturiert, mehr problematisiert als klärt, nicht vollends in die Vagheit münden lassen. Das »»allgemein Gesellschaftliche« soll hier nicht als Schleier angeboten werden, hinter dem sich die Agenturen der Massenkommunikation verstecken können. Sie haben das oft getan - an der hier ausgesparten Gewalt-Diskussion ließe sich das belegen - mit dem Argument etwa, daß die Wissenschaft keine eindeutigen Beweise in der einen oder anderen Richtung vorgelegt habe, als ob Wissenschaft moralische und politische Setzungen mehr als vorbereiten, als ob sie diese ersetzen könnte. Und oft ist eben der Zustand der Gesellschaft angeführt worden, wenn es galt, die leidigen Elemente eines sonst respektablen Programms zu erklären - der Gesellschaft, die nun einmal nichts anderes wolle, ja nichts anderes erlaube, obwohl ja doch auch das Wollen dieser Gesellschaft von den Medien mitgeprägt wird.³⁸

»Das Fernsehen kann nicht sachlicher sein als die Gesellschaft, in der es existiert«: Feststellung eines ZDF-Chefredakteurs.⁴⁰ Als Hinweis auf die Verankerung der Medien in der Gesellschaft, auf den weiteren Rahmen, der auch hier nachdrücklich gezogen wurde, ist diese Feststellung akzeptabel. Als Alibi für alle Inhalte ist sie es nicht. Im Bereich der Angebote für Kinder und Jugendliche *muß* das Fernsehen, müssen die Medien sachlicher sein als die Gesellschaft; und so viel im Lauf der letzten Jahre in diesem Bereich geschehen ist, es bleibt noch viel zu tun. Der Vorwurf der Kinderfeindlichkeit, in unserer bundesdeutschen Wohlstandsgesellschaft nachweislich begründeter als in jedem anderen Land, könnte ein wenig auch durch die Massenmedien widerlegt werden.

Ein wenig! Es wäre sicher töricht, von den Massenmedien zu viel zu erwarten. »Die Heilungschancen«, schrieb Alexander Mitscherlich einmal (und er sprach hier nicht von einer speziellen Krankheit, sondern ganz allgemein von den Leiden der Gesellschaft), »scheinen von der Geduld und von der Freundlichkeit abzuhängen, mit der wir in Kindertagen auf das Leben unter unserergleichen vorbereitet werden.«¹ Für Geduld und Freundlichkeit sind die Massenmedien sicherlich eine unzulängliche »funktionale Alternative«. Sie stellen überhaupt keine Entlastung dar, sondern eine zusätzliche Aufgabe. Sie sind in den wenigsten Fällen ein Geschenk, sind vielmehr meist eine Hypothek der Erziehung; sie stellen Mittel bereit, die präzise und oft mit Zinsen zurückbezahlt werden müssen.

Vielleicht wird eingewandt, daß »Geduld und Freundlichkeit sehr unverbindlich und unpolitisch klinge. Aber es könnte sein daß genau dies die eigentliche Wunde ist: daß wir solche Worte und Gedanken für privat halten, daß uns die politische Fantasie und Energie abgeht, sie zu verlängern in den Bereich der öffentlichen Wirksamkeit.

Anmerkungen

- 1 Bernward Frank: Die teleskopie-Zuschauerforschung. Aufbau, Ausbau und Ergebnisse. In: Media Perspektiven 9/1976, S. 401-423. Vgl. auch Wolfgang Darschin: Notizen zum Sehverhalten der Kinder. In: Notizen zum ARD-Programm 23/76, S. 1-6.
- 2 Vgl. z. B. Cecilia von Feilitzen: Ergebnisse skandinavischer Forschungen zum Thema Kinder-Fernsehen im Sozialisationsprozeß. In: Fernsehen und Bildung 9/1975, Heft 2/3, S. 143-175; hier S. 146.
- 3 Dabei kann beobachtet werden, daß sich die Bewertungen oft eher am Stilprinzip der Abwechslung als an wirklichen Überzeugungen orientieren: die Bewertungen sind oft beliebige Setzungen derjenigen, die in einer Gruppe das Sagen haben.
- 4 Vgl. Barbara R. Fowles, Vivian M. Horner: A Suggested Research Strategy. In: Journal of Communication 25/1975, Heft 4, S. 98-101.
- 5 Vgl. Martin, Kohli: Die Bedeutung der Rezeptionssituation für das Verständnis eines Fernsehfilms durch Kinder. Eine experimentelle Pilot-Studie. In: Zeitschrift für Soziologie 5/1976, S. 38-51.
- 6 Alex Inkeles: Social Structure and Socialization. In: David A. Goslin (Ed.): Handbook of Socialization Theory and Research. Chicago 1969, S. 615-632; hier S. 616 f.
- 7 Psychologie der Massenkommunikation. Hamburg 1963, S. 67 f.
- 8 Die klassische Studie dieser Theorie ist Joseph T. Klapper: The Effects of Mass Communication. New York 1960.

- 9 Ingo Hermann: Was können die Programmacher eigentlich wollen? In: Fernsehen und Bildung 9/1975, Heft 2/3, S. 267-275; hier S. 267.
- 10 Vgl. beispielsweise Ernst H. Liebhart: Attribution und Dissonanz. Kritische Bemerkungen zu der Kontroverse um ein Entscheidungsexperiment. In: Zeitschrift für Sozialpsychologie 3/1972, S. 277-286; Günther Bierbrauer: Attitüden: Latente Strukturen oder Interaktionskonzepte? In: Zeitschrift für Soziologie 5/1976, S. 4-16. „Inkonsistenz“ als Merkmal heutiger Kinder betont auch Hartmut von Hentig: Was ist eine humane Schule? Drei Vorträge. München, Wien 1976, S. 27.
- 11 Fernsehen als Sozialisationsfaktor. In: Media Perspektiven 7/76, S. 297-310; hier S. 302 f.
- 12 Spielwettbewerb, ausgeschrieben für Schulklassen und Jugendgruppen anlässlich der Jahrestagung 1976 durch die Aktion Jugendschutz (ajs) Baden-Württemberg.
- 13 Die Tatsache, daß der Wettbewerb von der Aktion Jugendschutz ausging, mag bei manchen Jugendlichen und vor allem bei den sie betreuenden Lehrern und Jugendleitern dazu geführt haben, daß einseitig nach „Gefährdungstatbeständen“ gefragt wurde. So kommt es in den Stücken mehrfach vor, daß Verbrechen auf dem Bildschirm unmittelbar kriminelle Akte der Zuschauer auslösen.
- 14 Das Märdien und die Phantasie des Kindes. Neu hrsgg. von H. Hetzer. München 2/1961. Vgl. dazu die Auseinandersetzung bei Alfred Clemens Baumgärtner (Hrsg.): Lesen - Ein Handbuch. Hamburg 1973, S. 172-210.
- 15 ARD-Jahrbuch 1972, S. 72.
- 16 Elmar M. Lorey: „Rappelkiste“-Theorie. Ein offenes Projekt. In: betriftt erziehung 6/1973, Heft 9, S. 23-25; hier S. 23.
- 17 Heike Mundzeck (Kinder lernen fernsehen. Reinbek 1973, S. 102) betont, daß die deutschen Szenen in „Sesamstraße“, die „Newtakes“, zunächst eher noch kürzer und temporeicher waren als die amerikanischen Originalszenen. Vgl. auch Cornelia Dilg: Sesamstraße. Ein kompensatorisches Vorschulprogramm für Arbeiterkinder? In: betriftt erziehung 6/1973, Heft 9, S. 35-41; hier S. 38.
- 18 Werner I. Halpern: Turned-on Toddlers. In: Journal of Communication 25/1975, Heft 4, S. 66-70 registriert, daß bisher dem Problem von „sensory deprivation“ mehr Aufmerksamkeit zugewendet wurde als dem von „sensory overload“.
- 19 Gert K. Müntefering: Wir brauchen viele schlechte Filme... um zu besseren zu kommen. In: Theo von Last (Hrsg.): Millionen-spiele - Fernsehbetrieb in Deutschland. München 1972, S. 128—136; hier S. 134.
- 20 Vgl. Imme Horn: Jugend und Fernsehen. Bericht über Einstellungen und Verhalten der 14- bis 24jährigen gegenüber dem Fernsehen (ZDF-Schriftenreihe Heft 14). Mainz 1975, S. 20-25.

- 21 Edeltrud Meistermann-Seeger: Rundfunkhören und Fernsehen als Funktion früher Objektheziehungen. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 21/1969, S. 645-656.
- 22 Vgl. Hertha Sturm: Forschungen des Internationalen Zentralinstituts für das Jugend- und Bildungsfernsehen. In: Fernsehen und Bildung 9/1975, Heft 2/3, S. 249-254.
- 23 Die wunderbaren Jahre. Prosa. Frankfurt/Main 1976, S. 27.
- 24 Die magischen Kanäle. Düsseldorf, Wien 1968, S. 29-41. Wie in vielen Ideen McHuhans kreuzen sich auch in dieser Kreativität und Kuriosität. Da die Berufung auf McLuhan noch immer verbreitet ist, sei hier die doch wohl ernüchternde Gebrauchsanweisung zur Unterscheidung der Medien zitiert: „Der Grundsatz, nach dem sich heiße und kalte Medien unterscheiden, kommt genau in der Volksweisheit: ‚Mein letzter Wille, eine Frau mit Brille‘ zum Ausdruck. Gläser verstärken das nach außen gerichtete Sehen und zeichnen das weibliche Imago überdeutlich, wenn ‚sie‘ auch Marion heißt und Bibliothekarin ist. Sonnenbrillen andererseits erzeugen das undurchschaubare und unnahbare Vorstellungsbild, das sehr stark zu aktiver Teilnahme und Vervollständigung einlädt.“ (S. 40).
- 25 Vgl. Hermann Bausinger: Das Kinderbuch im literarischen Leben der Gegenwart. In: Jugendliteratur und gesellschaftliche Wirklichkeit. 2. Jahrbuch des Arbeitskreises für Jugendliteratur. Bad Heilbrunn 1974, S. 11-26.
- 26 Vgl. Horst Künnemann: Zur Gegenwartssituation. In: Klaus Doderer, Helmut Müller (Hrsg.): Das Bilderbuch. Weinheim und Basel 1973, S. 395-432.
- 27 Daß dies auch ein Problem sozialistischer Länder ist, belegt Zoltán Jakab: Ungarische Untersuchungen zur Sozialisation von Kindern und Jugendlichen im Hinblick auf das Fernsehen. In: Fernsehen und Bildung 9/1975, Heft 2/3, S. 208-224.
- 28 Vgl. Cornelia Dilg (wie Anmerkung 17), S. 37; zum „multi-media-approach“ in den USA Klaus Schleicher: Sesame Street für Deutschland? Düsseldorf 1972, S. 39-42.
- 29 Hartmut von Hentig: Gelberg-Effekte. Mehr als eine Buchrezension. In: Akzente 22/1976, Heft 4, S. 372-382.
- 30 Vgl. Hermann Bausinger: Was lesen Kinder zwischen 6 und 10? In: Mit der Schule leben zwischen 6 und 10. Ein Handbuch. Stuttgart 1975, S. 421-430; Maria Lypp: Asymmetrische Kommunikation als Problem moderner Kinderliteratur. Anton Kaes, Bernhard Zimmermann (Hrsg.): Literatur für viele (I). Göttingen 1975, S. 165-172.
- 31 Fernsehkinder. Anpassung frei Haus. In: betrifft erziehung 6/1973, Heft 9, S. 42-50; hier S. 49.
- 32 Vgl. Karsten Renckstorf: Alternative Ansätze der Massenkommunikation: Wirkungs- vs. Nutzenansatz. In: Rundfunk und Fernsehen 21/1973, S. 183-197.

- 33 Will Teichert: Dem Publikum auf der Spur. Über neue Untersuchungen zur Mediennutzung und Medienwirkung In: Bertelsmann Brief H. 87/1976, S. 3-12; hier S. 6.
- 34 Zur historischen Entwicklung des Verhältnisses von direkter und Massenkommunikation vgl. Hermann Bausinger, Elfriede Moser-Rath (Hrsg.): Direkte Kommunikation und Massenkommunikation. Referate und Diskussionsprotokolle des 20. Deutschen Volkskunde-Kongresses in Weingarten. Tübingen 1976.
- 35 Dies gut auch für Erwachsene; allerdings ist zu überprüfen, inwieweit der Vorwurf der „Fernsehsucht“ - nähere Angaben dazu bei Hans-Dieter Kubier: Unterhaltung und Information im Fernsehen. Tübingen 1975, S. 318 - empirisch begründet und inwieweit er auf kulturkritische Klischees zurückzuführen ist.
- 36 Dieser Befund wird schon in den älteren, eher optimistischen Untersuchungen von Hilde T. Himmelweit festgehalten: Fernsehen im Kindesalter. In: L. v. Friedeburg (Hrsg.): Jugend in der modernen Gesellschaft. Köln, Berlin 1967, S. 531-548; hier S. 547.
- 37 Vgl. die Auseinandersetzung mit dem Problem der Jugendgefährdung und des Jugendschutzes bei Ingrid Kroner: Genitale Lust im Kulturkonflikt. Tübingen 1974.
- 38 „Negative Folgen des vereinzeldnen Medienumgangs bleiben nur dort beherrschbar, wo die Medienkontakte in ein tragfähiges Netz aktualisierter sozialer Beziehungen eingelagert sind.“ Alfons Otto Schorb: Manipulation oder Hilfe zum Leben? Massenmedien: Orientierungshilfe für die Welt von morgen. In: Martin Furian (Hrsg.): Erziehung für die Welt von morgen. Stuttgart 1976, S. 143-158; hier S. 150.
- 39 Vgl. Josef Hackforth: Die „Wirkung der Massenmedien“ - Globale Antworten gibt es nicht. In: Media Perspektiven 11/76, S. 527-534.
- 40 Ingo Hermann (wie Anmerkung 9), S. 270.